

Die Hundsköpfe

Die Hundsköpfe

Alois Jirásek

Impressum

Copyright: Betts&Atterberry

Jahr: 2022

ISBN: 9789403664118

Lektorat/ Korrektorat: Chris Schilling

Covergestaltung: Hermann Schladt

Übersetzung: Franz Groß

Verlagsportal: www.vss-verlag.de

Gedruckt in Deutschland

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verfassers unzulässig.

Prolog

In alten Zeiten besaß das tschechische Königreich einen natürlichen und starken Schutzwall in den tiefen Wäldern, die sich von den Kämmen der Grenzberge über viele Meilen ins Innere des Landes erstreckten.

Es waren Bollwerke, vor allem dazu bestimmt, die durch den dichten Wald führenden Übergänge zu schützen und gleichzeitig die „irdischen Pforten“, die zum Schutz der Grenzübergänge errichteten Festungen und Schanzen, zu behüten.

Allmählich, vor allem im 13. Jahrhundert, als immer mehr fremde Ansiedler in dieses Land drängten, hörten sogar unsere Könige auf, die Grenzwälder als Schutzwälle des Landes zu schonen, und ließen die Fremdlinge einen Forst nach dem andern abholzen. Am längsten blieb der Grenzwald an der Westseite, nach Bayern zu, an den Hängen und am Fuß des herrlichen Böhmerwalds, erhalten. Einen Teil davon sowie die wichtigsten Wege, die von Domazlice nach Deutschland führten, beschützten seit Menschengeinden die Choden, ein markiges, abgehärtetes Volk stattlicher und rechtschaffener Menschen.

Ihre Dörfer, einst dicht an den Rändern der königlichen Wälder erbaut, liegen in Tälern oder auf Höhen, immer aber so, dass sie in Richtung zur Grenze Hügel oder Berge vor sich haben, denen sie sich wie natürlichen Bastionen gegen den Feind anschmiegen. Sie sind über ein etwa sechs Meilen langes Gebiet entlang der

Grenze an Übergängen und den wichtigsten Grenzpfaden verstreut.

So liegen von Domazlice südöstlich die Dörfer Chodská Lhota und Pocinovice, nordwestlich davon, zwischen den Straßen nach Vseruby und Furth, liegen Klicov, Mrákov, Tlumacov und Stráz und am weitesten nordwestlich von hier, nahe der Straße nach Waldmünchen, die Dörfer Üjezd, Drazenov, Postrekov, Chodov und der jetzige Marktflecken Klenci.

Wann sich die Choden, diese tschechischen Grenzhüter, hier ansiedelten, ist nicht genau bekannt. Nur so viel ist sicher, dass sie ihren Dienst standhaft versahen, dass sie zu Zeiten feindlicher Einfälle die Wege und Pfade verteidigten und dass sie in allen Kämpfen und Schlachten, die in ihrem Gebiet und in seiner Umgebung stattfanden, wacker ihren Mann standen.

Ebenso ist bekannt, dass sie dem Fürsten Bretislav tapfer halfen, bei Brüdek die Deutschen zu schlagen, und es steht außer Zweifel, dass sie sich auch in den übrigen Kämpfen, namentlich während der ruhmreichen Hussitenzeit, nicht schonten.

In Friedenszeiten liefen¹ sie auf Streifgängen entlang der Grenze und sorgten dafür, dass die deutschen Nachbarn unsere Grenzen respektierten, im böhmischen Wald nicht unberechtigt Bäume schlugen, dort nicht jagten und sich keines sonstigen Frevels schuldig machten. Dabei, so wird in alten Chroniken berichtet, hatten die Choden manch blutige Auseinandersetzung mit bayrischen Wilddieben und vor allem mit den von

1 tschech. chodit; hin- und herlaufen

Furth her einfallenden Räubern zu bestehen. Auf diesen Streifzügen und Wachtgängen waren ihnen ihre großen und starken Hunde zuverlässige Begleiter, und als Waffe hatten sie ihren Tschakan² und später ein kurzes oder langes Gewehr. Ihre Waffen durften sie auch in Zeiten tragen, da dies laut Ratsbeschluss allen übrigen Bewohnern des Königreichs verboten war.

Wann immer der tschechische König ihr Gebiet durchreiste, hießen ihn die Choden in Waffen und unter ihrem Banner, das einen Hundskopf als Wappentier trug, willkommen, bewirteten ihn nach alter Sitte mit einem Fässchen Honig und gaben ihm über die Berge bis zur Grenze das Ehrengleit.

Für ihre schweren und gefahrvollen Dienste genossen die Choden besondere Vergünstigungen und Rechte.

Seit Menschengedenken waren sie ein freies Volk, keiner Obrigkeit, nur dem König allein untertan. In ihrem Gebiet durfte kein Adliger Land ankaufen oder sich niederlassen. Fronarbeiten und sonstige Untertanendienste, welche die bäuerliche Bevölkerung schwer belasteten, leisteten die Choden nicht. Die von ihnen

2 tschech. canak = chodischer Stock, etwa 1,50 Meter hoch, aus Hartholz gefertigt. Am unteren Ende mit starker Spitze, oben mit Axt und Streitkolben. Der Stock war von oben bis unten mit metallenen Beschlägen und Nägeln reich verziert. Diesen Tschakan trugen in alten Zeiten verheiratete Männer, wenn sie in Dienst oder nach Bayern gingen, ebenso auf Stadtgängen, zu Hochzeiten, Kindtaufen usw.

bewachten Wälder durften sie nach ihrem Willen nutzen und in alten Zeiten dort auch ungehindert jagen und ihre Kräfte an Bären und Wölfen stählen, von denen es im 17. Jahrhundert im Böhmerwald noch genügend gab.

Sie zahlten im ganzen Königreich weder Zoll noch Wegegelder. In ihrem Gebiet konnten sie jegliches Handwerk ausüben, ungehindert umsiedeln sowie einheiraten und hatten freies Versammlungsrecht.

Ihr eigenes Gericht, das „Chodenrecht“, tagte jeden vierten Sonntag auf ihrer Burg, dem Schloss von Domazlice. Es setzte sich aus dem von der königlichen Regierung ernannten Chodenrichter, den Schöffen und den Dorfrichtern aus den Chodendorfern zusammen.

Auf dem Chodenschloss hatten die höchsten Amtspersonen der Choden ihren Sitz: der Domazlicer Burggraf oder Bezirkshauptmann, der Chodenrichter und ein vereidigter Schreiber. In diesem Schloss bewahrten sie ihr Banner, das Petschaft und die Privilegien auf, die ihnen die Könige Johann von Luxemburg, Karl IV., Wenzel IV., Georg von Podebrady und andere verliehen hatten. Dort versammelten sie sich, wenn es erforderlich war, auch unter Waffen, und in Kriegszeiten brachten sie hier ihre Frauen, ihre Kinder und die wichtigste Habe in Sicherheit.

Zum letzten Mal verrichteten die Choden ihren Dienst im Schicksalsjahr 1620, indem sie an besonders gefährdeten Punkten entlang der bayrischen Grenze Sperren und Verhaue errichteten. Damals befahl ihnen Friedrich, der Winterkönig, auf das strengste, „entsprechend ihrer Verpflichtung und wegen der Ord-

nung in jedem ihrer Dörfer nicht nur bei Tage, sondern vor allem in der Nacht Wache zu halten und diese Orte gegen unverhoffte feindliche Einfälle zu verteidigen, ununterbrochen bis zu einer bestimmten Zeit dort zu verbleiben, nicht vor einer angemessenen Zeit am Tag oder auch des Nachts wegzugehen sowie sich ein geziemendes Kampfbanner zu schaffen, das eine Person tragen könne und auf das alle ihren Eid leisten. Und damit bei diesem Wachdienst eine feste Ordnung eingehalten wird, soll immer einen Tag der Richter und den andern\Tag der Schreiber bei ihnen bleiben.“

Damals tönte zum letzten Mal das Rufen der Chodenwachen durch den winterlichen Forst des Böhmerwalds, damals wehte zum letzten Mal das weiße, schwarzgesäumte Banner mit dem Hundekopf über den Häuptern der tschechischen Grenzhüter.

Dann kam die Schlacht am Weißen Berg.

Das Elend erreichte mit wildem Wüten auch die abgelegenen Berggegenden des freien Chodenlands. Am vierzigsten Tag nach der Hinrichtung auf dem Altstädter Ring wurden die freien Choden durch ein Dekret Karls von Lichtenstein, Statthalter des Kaisers, für 7500 Gulden dem Reichshofrat Wolf Wilhelm Lamming, Freiherrn von Albenreuth, verpfändet, der einer der kaiserlichen Kommissäre und Anführer des furchtbaren Trauerspiels am 21. Juni des Jahres 1621 ³ war. Neun Jahre später wurden die Choden demselben

3 Tag der Hinrichtung von 27 tschechischen Edelleuten auf dem Altstädter Ring in Prag für ihre Teilnahme am Aufstand gegen die Habsburger

Lamminger für 56 000 Gulden als Erbeigentum verkauft.

Der neue Herr war freilich nicht gewillt, ihre Freiheiten und Privilegien anzuerkennen, und verfuhr mit ihnen wie mit Leibeigenen und Fronknechten.

Und damals entbrannte der letzte und größte Kampf der Choden. Die freiheitsliebenden Männer verteidigten sich gegen Gewalt und Unrecht. Länger als sechzig Jahre währte diese ungleiche Auseinandersetzung. Eine Zeitlang nährten die Choden einen Hoffnungsfunkens, als sie am Wiener Hof ihre Rechte geltend machten, bis schließlich Lammingers Nachfolger, sein Sohn Maximilian, den Prozess gewann. Den Choden wurde das Urteil verkündet, dass ihre Klage ein für allemal abgewiesen würde, ihre Privilegien annulliert wären und keine Gültigkeit mehr besäßen, ihnen selbst aber werde unter strengster Strafandrohung ein *Perpetuum Silentium* auferlegt. Das geschah im Jahr 1668.

Dann herrschte im Chodenland *silentium* — Grabesstille, und diese wurde auch nicht unterbrochen, als sich im Jahr 1680 fast über das gesamte tschechische Königreich ein gewaltiger Baueraufstand ausbreitete.

Aber *perpetuum*⁴ blieb es nicht so. Die Choden selbst brachen das Schweigen. Und hier beginnt unsere Geschichte.

⁴ ewig, für alle Zeit

I.

Die frühe Dunkelheit eines Novemberabends verhüllte die Hänge und die Täler des Hügellands am Fuß des steilen Cerchov und des langgezogenen Berges Haltrava. Dichte schwarze Wolken jagten über ihre bewaldeten Scheitel und die andern Berge des Böhmerwalds, der sich wie ein riesiger in Wolken und Finsternis versinkender Wall über die stille Landschaft erhob.

Eine ungastliche Zeit brach an.

Der Sturm war Herr über Wolken und Erde, auf der alles vor, ihm erzitterte: der vielhundertjährige Wald auf den Hängen wie der einsame Baum im weiten Feld. Die alten und die jungen Birken, mit denen der Berg Hrádek bei dem Dorf Ujezd bewachsen war, rauschten, wehklagten und zitterten in ihrer Nacktheit, denn der Wind entriss ihnen büschelweise die letzten goldenen Blätter und jagte sie in wildem Wirbel durch die schwarzen Lüfte. Auf dem benachbarten Berg Hürka jedoch brauste trotzig der Eichenhain und schüttelte die ausladenden Kronen, wehrte dem Sturm, der wild aus ihm heraus- und hinunter in das stille Dorf hineinfuhr, das sich wie ein kleines Nest an den kegelförmigen Hrádek duckte.

Die Bäume vor den Bauernhöfen und in den Gärten wankten und rauschten heftig. Am lautesten aber brauste die uralte Linde im geräumigen Innenhof des Kozina-Anwesens. Pumpenschwengel und Schöpfstange des alten Brunnens unter der Linde knarrten und polterten, bis dieser Misston vom Tosen des Sturms in

der breitästigen Krone des alten Baums übertönt wurde.

Im Haus brannte Licht. Im matten Schimmer, der durch das niedrige Fenster in den Hof fiel, tanzte unter der Linde plötzlich ein heftiger Wirbel gelben Laubs, das der Wind in wildem Kreiseln augenblicklich aufhob und in die dunklen Höhen davontrug. Und gerade als er wie rasend am wildesten pfiff und heulte, trat im Zimmer jemand ans Fenster. Nur einen Augenblick lang war die Silhouette zu sehen — jetzt wurde das Fenster ein wenig geöffnet. Nackte Frauenhände schoben eine nicht sehr große Schüssel hinaus in die Dunkelheit, und im selben Augenblick stäubte es weißlich daraus hervor. Eine Wolke wie frisch gefallenen Schnees stieg empor und zerstob im Wind, dem sie geopfert worden war. Die klagende Melusine schluckte hungrig das Mehl aus der Schüssel, das ihr zur Besäufigung bestimmt war, stöhnte noch einmal auf und jagte durch die Finsternis weiter.

Das Fenster wurde geschlossen, der Schatten dahinter verschwand.

Es herrschte eine unwirtliche Zeit.

Im Haus aber, in der recht geräumigen holzgetäfelten Stube, war es angenehm und gemütlich. Im Herd brannte Feuer, und die harzigen Scheite prasselten. Ein Kienspan, in eine schwarze Halterung geschoben, flammte, und sein Lichtschein fiel auf die Frau, die — nachdem sie der Windsbraut ihr Opfer gebracht hatte — vom Fenster zurücktrat und die leere Schüssel auf dem Wandbrett abstellte.

Es war die Bäuerin selbst, die Hausfrau dieses Hofs, eine junge Frau von schlanker Gestalt und hübschem Gesicht, in dem die klaren braunen Augen und die Nase, lang und gerade, besonders anziehend waren. Ihr Haar hatte sie mit einem bunten Kopftuch umwunden, sie trug einen Rock, ein Hemd und eine lose fallende Bluse mit weitgebauschten Ärmeln.

Nachdem sie das Schüsselchen auf das Wandbord gestellt hatte, setzte sie sich wieder auf den Stuhl nahe dem bemalten Himmelbett. Sie griff nach dem aus einem dreisträhnigen Hanfzopf geflochtenen Wiegenband, setzte die von einem Haken an der Decke herabhängende vierzipelige Stoffwiege in leichte, schwiegende Bewegung und begann mit gedämpfter Stimme zu singen:

„Heia, mein Kindchen, ich wiege dich, schlaf ein, weine nicht, gib dem Mütterchen Ruh . . .“

Draußen wütete das Unwetter. Das Rauschen der Bäume und das Tosen des Sturms vereinten ihre Stimmen, dass die Fenster erzitterten. Die junge Mutter aber sang ihr Wiegenlied weiter. Im Zimmer waren noch andere Stimmen als ihr Lied zu hören. Aus der im Schatten liegenden Ecke des Himmelbetts klang lautes Flüstern, Tuscheln, verhaltenes Lachen, das jetzt, lange unterdrückt, herausplatzte, fröhlich, hell, wie ein silbernes Glöckchen. Gleich wurde es von einer andern, größeren Stimme beschwichtigt, gedämpft, und im selben Augenblick wurden sie auch von der Hausfrau an der Wiege zurechtgewiesen — doch nicht scharf und streng, sie sollten sich beruhigen, Hanälka werde

gleich einschlafen. Dann begann sie, wiegend, wieder zu singen:

„Kannst du nicht zur Ruhe kommen, wirst du mit zum Teich genommen, schwimmst bis in die Donau dann, faß sie dir, o Wassermann!“

Die kleine Hanälka in der Wiege murmelte und brabbelte zufrieden, von Mal zu Mal schwächer, bis sie verstummte. Noch ein paar Schwingungen, dann ließ die Mutter das Wiegenband los und wandte sich dem Bett zu, aus dem in diesem Augenblick der Kopf des Hausherrn unter dem sauberen Betthimmel hervortauchte, ihres Mannes, der sich bis jetzt mit seinem ältesten Kind herumgebalgt und geneckt hatte. Der Bauer, wenig älter als dreißig Jahre, ein sehr großer und stattlicher Mann, strich seine langen kastanienbraunen Haare hinter die Ohren und schaute seine Frau lachend an. Das Bübchen, ein dreijähriger Hemdenmatz, rundes Gesicht, funkelnnde Augen wie Schlehen, klammerte sich an des Vaters Rücken und rief die Mutter, sich zu ihnen zu setzen.

„Ach, ihr ungezügeltes Gesindel!“ mahnte die Bäuerin mit gespielter Strenge. „Seid still! Pavel, du solltest schlafen. Husch, in die Federn! Hanälka schläft schon.“

„Und wie schön sie schläft!“ meinte der Bauer und zeigte lächelnd auf die Wiege. Über deren Rand schaute das Köpfchen eines kleinen, etwa zweijährigen Mädchens herüber, durch dessen blonde Locken der rötliche Schein des brennenden Kienspans wie glänzendes Gold hindurch schimmerte.

Der junge Sladky — oder Kozina, wie er nach dem Namen seines Hofs genannt wurde — erhob sich und ging zur Wiege. Er trug helle lederne Kniehosen, Strümpfe und schwere Schuhe, war ohne Weste, ohne Jacke, nur in einem Hemd mit weiten Ärmeln, das vorn offenstand. Als er die Arme nach seinem Töchterchen ausstreckte, als er es dann hocherhoben schäkernd zum Bett trug, war seine stattliche schlanke Gestalt besonders gut zu sehen.

Nun war die ganze Familie auf dem Bett versammelt; die Kinder krabbelten fröhlich auf dem Vater herum, die Eltern freuten sich über sie.

Hier herrschte Einklang. Das Toben des Herbstwetters konnte dem nichts anhaben.

Dieses Glück war ihnen nicht kampflos zugefallen. Die alte Kozinovä hatte ihrem Sohn, damals schon selbständiger Hofbauer, weidlich zugesetzt, als er ihr vor vier Jahren mitteilte, welche Braut er sich erwählt. Ihr schien das zwar ansehnliche und hübsche, aber arme Mädchen nicht die Richtige für den Kozina-Hof zu sein, der — wenngleich auf ihm nicht mehr die Dorfrichter saßen wie in alten Zeiten — einer der angesehensten war. Die uralte Ehre war ihm geblieben, schließlich wusste jedes Kind, warum die neue Obrigkeit dem Großvater Kozina das Dorfrichteramt genommen, weil er nämlich nicht nach ihrer Pfeife tanzen und sich damit gegen seine eigenen Leute stellen wollte.

Am Ende hatte die Alte ihrem Sohn dann zugestimmt.

„Auf einer Eiche wachsen nur Eicheln“, sagte sie. „Er ist ein Kozina, unnachgiebig, hart wie Eichenholz. Hoffentlich bringt ihm Hanci keinen Kummer ins Leben.“

Damals hatte der lustige Rehürek, der Dudelsackspieler, den sie Jiskra riefen, gelacht und gesagt:

„Wahrlich, das wird nicht geschehen! Sie werden herrlich und in Freuden miteinander leben.“

Wie auch sollte er nicht loben und das Allerbeste weissagen, er war ja des jungen Bauern Vertrauter, hatte als einziger um das Geheimnis gewusst und war sein Bote und Ratgeber gewesen. Und seine Voraussage erfüllte sich.

Der junge Kozina lebte mit seiner Hanci wirklich herrlich und in Freuden, und das nicht nur ein halbes oder ein Jahr, wie das so zu sein pflegt, sondern nun schon im fünften Jahr. Je länger sie zusammen lebten, um so mehr Freude hatte er an seinem Heim. Zu Haus bei seiner Frau und nun vor allem bei seinen Kindern zu sitzen, mit ihnen zu scherzen und zu schäkern war ihm das liebste. Man nahm es ihm sogar übel, denn in der Öffentlichkeit, unter Männern, beim Bier war er fast nie zu sehen, wo man — wie es Brauch war — sich zu unterhalten und Rat zu holen pflegte.

Nur mit dem jungen Dudelsackspieler Jiskra Rehürek ließ er sich bei einem Gang durch die Felder, am Waldrand oder auch dann und wann am Sonntagnachmittag im Hausgarten in ein Gespräch ein.

Der junge Sladky hatte sich verändert. Früher hatte er gern die Nächte im Freien verbracht, mit der Büchse oder mit Vogelnetzen im Wald, hatte Wölfe in

Fallgruben gefangen und der verhassten Obrigkeit, wo immer er konnte, einen Streich gespielt. Seit seiner Heirat war sein Böckchen freilich gezähmt. Wenn die Herrschaft Spanndienste zum Holzschleifen oder andere Frondienste befahl, fügte er sich schweigend und schickte einen Knecht. Früher hatte er, wie alle im Chodenland, diese ungewohnte Knechtschaft verflucht und sich, so gut er es vermochte, dagegen zur Wehr gesetzt und sich entzogen.

Die alte Kozinovä sah ihn in solchen Augenblicken mit fest zusammengepreßten Lippen düster und streng an und dachte schweigend über ihn nach, oder sie klagte ihrem alten Bruder, dem Hruby aus Drazenov, wenn er sie besuchte:

„Dieser Bursche! Das ist kein Kozina mehr. Der kommt nicht nach dem Vater. Die Frau hat sein ganzes Herz eingenommen.“

„Die Frau und die Kinder“ wäre richtiger gewesen. So schien es auch jetzt zu sein, als er ungeachtet des herbstlichen Unwetters mit seiner Familie auf dem Bett saß und über seine lustig spielenden Kinder lachte, die wie Kätzchen auf ihm herumkrochen.

Plötzlich richtete er sich auf und lauschte. In diesem Augenblick erwachte auch der alte Wolf unter dem Tisch aus seinem Halbschlummer, schoss mitten ins Zimmer und bellte laut.

„Die Spinnte hat doch kaum angefangen“, meinte die Bäuerin, die kleine Hanälka auf den Schoß nehmend. Sie dachte, dass vielleicht gerade jemand vom Gesinde aus dem Nachbarhof zurückkäme, wo in dieser Woche die Spinnabende abgehalten wurden.

„Das ist ein Fremder“, erwiderte der Hofbauer und ging hinaus in den Flur, um die Haustür zu öffnen, an die jemand geklopft hatte.

Der Riegel schnappte zurück, und draußen ertönte, von einer fremden Männerstimme gesungen, ein Lied:

„Auf dem Ujezder Schlößchen singt ein schönes Vögelein . . .“

Darauf sagte der Hausherr etwas, so dass des Sängers Worte nicht zu verstehen waren, der ließ sich aber nicht stören und sang weiter:

„Es hebt an zu singen, und es kommt zum Klingen, ja, es kommt zum Klingen bis an unser Tor . . .“

Singend betrat er das Zimmer, blieb an der Schwelle stehen und grüßte. Ein fröhlicher Aufschrei des kleinen Pavel hieß ihn willkommen, und die Bäuerin forderte ihn auf:

„Tritt nur ein, Jiskra! Kommst du jetzt erst aus der Stadt zurück? Das ist ja recht früh, da wird dich deine Dorla schön empfangen.“

„Schön oder nicht schön. Wenn sie bissig wie Meerrettich ist, würze ich mit Pfeffer nach.“ Der Dudelsackspieler warf sein Instrument auf den Rücken und lachte spitzbübisch.

„Du bist so fröhlich, singst ohne Pause“, meinte der Hofbauer.

„Warum sollte ich nicht singen, der Sturmwind singt doch draußen auch, dass es schallt. Mein Gott, das war ein Weg! Der Sack blähte sich vom Wind auf, und die Dudel fing ganz von selbst an zu spielen, und ich sprang in der Dunkelheit bei dieser vielstimmigen

Musik hin und her, von der nassen Wiese über Steine auf den aufgeweichten Weg, von einer Pfütze in die andere, dass es nur so schmatzte.“

Jiskra Rehurek legte den Dudelsack auf die Bank und setzte sich neben ihn. Die Pelzmütze mit dem roten Deckel behielt er auf dem Kopf. Sein kugelrundes Gesicht mit dem Grübchen am Kinn lächelte immer noch — eigentlich nur seine fröhlichen Schelmenaugen, die er gern zukniff, wenn er etwas Spaßiges im Sinn hatte oder zum besten gab. Im Alter war er dem jungen Hofbauer gleich, war vielleicht zwei oder drei Jahre älter als dieser.

Inzwischen hatte die Bäuerin Salz und einen in ein weißes Tuch gehüllten Laib Brot gebracht und forderte den Gast mit dem gewohnten „Schneid dir ab!“ auf, kräftig zuzulangen.

„Was gibt es Neues in der Stadt?“ fragte der Hausherr.

„Nicht viel. In der Schenke unterhielten sich zwei Nachbarn, ich möchte meinen, sie waren vom Stadtgericht, darüber, dass sich die Herren nach uns erkundigt hätten. Der Onkel aus Drazenov saß auch dort, er hat sich alles angehört.“

„Wonach haben sie gefragt?“ rief der Hausherr schnell.

„Nach den Chodenrechten. Auf dem Stadtamt. Sie wollten die alten Rechtsbriefe, weißt du, die auf unserer Burg aufbewahrt wurden.“

„Und wer wollte sie haben?“

„Der Verwalter Kos aus Kout und einer aus Trhánov. Na ja, die Nachbarn haben gelacht, dass sie den

erwischt haben. Ich weiß nicht, was alles los war, der Kos ist wohl wütend auf sie losgegangen und hat gesagt, der Herr von Trhanov wird es den Choden schon noch zeigen.“

Der Dudelsackspieler verstummte, als wäre ihm das aber plötzlich noch eingefallen, fügte er hinzu:

„Der Nachbar dort in der Schenke meinte, die Chodenrechte sind auf einmal sehr kostbar geworden. Der selige alte Lomikar⁵ und auch der junge hätten, als sie von den Pergamenten sprachen, lauthals gelacht.“

Der Hofbauer und seine junge Frau mit der kleinen Hanälka in den Armen hörten aufmerksam zu und bemerkten gar nicht, dass Pavel im Hemd aus dem Bett geglitten war und nun neben dem Dudelsack stand, dessen feines Ziegenfell er immer besonders bewunderte. Zunächst sah er es nur an, dann wagte er, das Fell, die Augen und die blitzenden Flittersteinchen zu berühren, die Jiskra dem Bockskopf als Stirnschmuck zwischen die Hörner gehängt hatte. Nun wurde auch die Mutter auf den Kleinen aufmerksam, während der Vater zu Boden sah und die Augen erst wieder hob, als der Dudelsackspieler schwieg.

„Und wann war das, Jiskra?“

„Vorgestern wohl.“

„Hoffentlich bereitet sich nicht wieder etwas vor, irgendein Unglück.“ Die junge Hausfrau seufzte sorgenvoll.

„Ich glaube . . .“, begann der Dudelsackspieler, aber er vollendete den Satz nicht, denn da sprang der alte

5 der Name Lamminger im Volksmund

Wolf plötzlich vom Fußboden auf und begann zu belen. Der Bauer stand auf, trat ans Fenster und schaute in die Finsternis hinaus. Er sah jedoch niemanden und ging vor die Tür.

Jiskra ergriff den kleinen Pavel, setzte ihn auf seine Knie und legte ihm schon die Pfeife des Dudelsacks an den Mund, als die junge Hausfrau seine Schulter berührte.

„Hör mal, Jiskra“, sagte sie, „hast du gesehen, wie ernsthaft der Bauer nachdachte, als du sprachst? Und so ist er jetzt oft, und wegen nichts und wieder nichts! Er ist fröhlich, erzählt, lacht, alles stimmt — und plötzlich ist es, als sei etwas über ihn gekommen. Ich denke oft, etwas geht ihm durch den Kopf oder liegt ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Ich hab auch schon daran gedacht, dass er mich aus seinem Herzen verloren hat oder dass er es vielleicht bereut...“

„Sei nicht närrisch!“ fiel ihr der Dudelsackspieler ins Wort. „Bereut? Er bereut nichts, bis jetzt nicht und nicht in Zukunft, das weiß ich. Deshalb braucht dir nicht bange zu sein.“

„Das Glück hat mich verwöhnt, und du weißt ja, um das, was wir im Herzen tragen, machen wir uns Sorgen. Was sollte es denn sonst sein?“

„Die Gedanken schwirren im Kopf wirr durcheinander. Das geht wieder vorüber.“

„Geb es Gott, hoffentlich erhört er mich“, sagte die Bäuerin und seufzte, durch die Worte des Freundes getröstet. Sie lachte sogar mit, als der kleine Pavel mit Jiskras Hilfe einige quietschende, jammernde Töne zu stande brachte.

Inzwischen schaute sich der junge Kozina, der aus dem Hausflur hinaus auf die Treppe getreten war, im Hof um, wer da wohl gekommen sein mochte. Irgend jemand war da, das war sicher, sonst hätte der wachsamen Wolf vorhin nicht gebellt. Es war dunkel, und der Sturm heulte immer noch, so dass man nichts hören konnte. Und doch! Es kloppte jemand ans Fenster. Und zwar drüben, auf der andern Hofseite, wo das Alten- teilhaus stand. Dort wohnte die Mutter des jungen Hofbauern. Sie schlief schon, denn die Fenster waren dunkel. Auf einmal schimmerte ein Licht auf, gleich wurde es heller, und als der rötliche Schein das Fenster beleuchtete, waren zwei Männergestalten zu erkennen, die vor der Tür standen. Sie warteten regungslos, ungeduldig, dann verschwanden sie in der Tür.

Der Hofbauer schien einen Augenblick zü überlegen oder zu warten. Aus der Stube klang die kreischen- de Stimme des Dudelsacks, doch der junge Bauer hörte sie nicht mehr. Er lenkte seine Schritte über den Hof zur Wohnung seiner Mutter. Dort griff er an die Tür. Sie war verschlossen. Er bückte sich, trat ans Fenster und schaute ins Zimmer. Nun erblickte er die Mutter im Pelz und ihre beiden Besucher. Einer von ihnen zog unter dem Mantel irgendeine Schachtel oder kleine Lade hervor. Der andere öffnete sie und nahm etwas Blankes, wie Silber Glänzendes heraus und zeigte es der alten Frau Sladky.

In diesem Augenblick sprang der junge Bauer vom Fenster weg, denn von der Haustreppe her ertönte die Stimme seiner Frau, der es seltsam schien, dass sich

ihr Mann bei diesem unwirtlichen Wetter so lange draußen aufhielt.

„Es ist niemand da, Wolf hat sich umsonst aufgeregt“, sagte er und kam zur Haustür zurück.

„Und warum warst du bei Mutter?“

„Nachsehen, was sie macht. Sie hat noch Licht, das wunderte mich. Sie sitzt auf der Bank und betet.“

„Komm in die Stube; es ist so kalt, dass ich zittere, und Jiskra macht sich für den Heimweg fertig.“ Pavlik möchte seinen Dudelsack haben.“

Die Eheleute traten ins Zimmer.

Jiskra beschäftigte sich schon wieder mit Hanälka. Er trug und wiegte sie, und als er sang, heftete die Kleine ihren Blick auf ihn, bis ihr die Augen langsam zufielen und sie einschlief.

„Du wärst ein guter Papa“, scherzte die Hausfrau.

„Wäre — schade, dass die Krähe den Weg zu uns nicht finden kann.“ Und lächelnd fügte er hinzu: „Dann würde Dorla wenigstens nicht so viel mit mir streiten.“

Mit der Bemerkung, er müsse noch zur Spinnte, um den Spinnerinnen aufzuspielen und damit einige Handvoll Flachs für seine Frau zu verdienen, nahm er den Dudelsack, von dem der kleine Pavlik sich nur ungern trennte, wünschte eine gute Nacht und ging. Der Hausherr begleitete ihn, um die Tür abzuschließen. Er ging jedoch mit ihm bis hinaus auf die Treppe, und dort fragte er den Dudelsackspieler leise, ob der Onkel aus Drazenov mit ihm zusammen aus der Stadt gekommen sei.

„Nein, er blieb in der Schenke. Er setzte sich zu den Nachbarn und sprach leise mit ihnen. Ich verstand frei-

lich kein einziges Wörtchen. Aber hör mal, ich werde dir auch etwas verraten. Hanci hat mir vorhin gesagt, wie sie sich um dich sorgt. Diese Närrin denkt, du liebst sie nicht mehr, weil du so oft in Gedanken versunken bist, nicht sprichst, als liege dir etwas schwer auf dem Herzen. Wenn ich so eine Frau hätte, ich würde immerzu nur lachen, und die ganze Welt wäre ein blühender Garten. Also nimm dich zusammen! Warum bist du so?"Deine Frau kann nichts dafür. Und wenn der Wolf einmal zuschnappt, lässt er nicht mehr los."

Er wünschte eine gute Nacht und war gleich darauf in der Finsternis verschwunden. Der junge Bauer ging nicht sogleich wieder ins Haus zurück, sondern blickte — auf der Treppe stehend — unverwandt über den Hof zum Häuschen seiner Mutter hinüber. Das Fenster blieb weiterhin schwach erleuchtet. Also waren die späten Gäste noch da. Er wollte wieder zum Fenster, trat dann jedoch kurz entschlossen zurück in den Hausflur. Aus der Stube erklang, die angenehme Stimme seiner Frau, die ihr Liedchen zu Ende sang:

„... gib deinem Mütterchen Ruh...“

Erst jetzt kamen ihm die Worte des Dudelsackspielers ganz zu Bewusstsein, die er vorhin, tief in andere Gedanken verstrickt, nur halb begriffen hatte. Die Stimme seiner Frau, an die er bereits gewöhnt war, schien ihm in diesem Augenblick dieselbe zu sein wie damals, vor der Hochzeit, als er ihr heimlich im Garten gelauscht hatte. Sie klang noch immer so frisch und lieblich. Und als er sie jetzt über das einschlafende Kind gebeugt sah, verflog die Gedankenwolke, sein Gesicht hellte sich auf, und er lächelte seiner Frau zu.

An diesem Abend ging die junge Frau zufrieden und getröstet zur Ruhe. Der glühende, verkohlende Stummel des Kienspans glomm noch ein Weilchen in dem dunklen Raum, dann erlosch er, und das Zimmer versank in Dunkelheit. Alle schließen, nur der Hausherr, der neben dem kleinen Pavel lag, konnte kein Auge schließen. Die alten Gedanken kehrten zu ihm zurück. Er hörte den Atem seines in tiefem, gesundem Schlaf liegenden Söhnchens, hörte den zufriedenen Atem seiner Frau und Hanälkas, aber er nahm sie nicht wahr. Früher war er, ihnen lauschend, selbst friedlich eingeschlafen, jetzt hatte er kein Ohr dafür. Und doch strengte er sein Gehör an. Er wartete, dass die Mutter käme, anklopfe, ihn riefe. Doch nichts dergleichen war zu hören. Nach einiger Zeit stand er auf und trat ans Fenster.

Drüben bei der Mutter brannte noch immer Licht.
Er schaute und wartete.

II.

Die alte Kozinovä löschte am Abend das Licht und ging zu Bett, schlief allerdings nicht. Dann kamen plötzlich die beiden Gäste, die ihr Sohn, der junge Hofbauer, beobachtete, und baten, sie möge öffnen. Sie warf den langen, mit braunem Tuch bezogenen Lammpelz über und schloss auf.

„Mach Licht“, rief einer der beiden Männer vor der Tür, und die alte Bäuerin erkannte an der Stimme ihren Bruder.

Es war Krystof Hruby, der Dorfrichter aus Drazenov, ein Mann von großer, etwas nach vorn gebeugter Gestalt, in einem weiten Mantel. In der Rechten hielt er seinen mächtigen Tschakan, dessen gelbe Beschläge im Lichte des entzündeten Kienspans nur so funkelten.

Nachdem er in die Stube eingetreten war, stellte er eine reichverzierte Eichentruhe, die er unter dem Mantel getragen hatte, auf der weißen Ahornplatte eines mittelgroßen Tisches mit geschnitzten Beinen ab. Als er die hohe Pelzmütze absetzte, sah man deutlich sein runzeliges, jedoch noch frisches Gesicht, das einen ernsten Ausdruck zeigte. Sein schon mit weißen Strähnen durchzogenes Haar fiel bis auf die Schultern herab, nur über der Stirn war es gerade geschnitten. Die schön gebogene Nase und die immer noch klaren Augen, aus denen Festigkeit und Selbstbewusstsein sprachen, verliehen dem stattlichen alten Mann das Aussehen eines Edelmanns.

Von seiner hohen Gestalt im dunklen Mantel unterschied sich sein Gefährte um so mehr. Es war der Dorfrichter Jin Syka aus Üjezd, ein nicht sehr großer, aber kerniger und breitschultriger Mann in einem weißen, schwarz eingefäßten grobwollenen knielangen Mantel. Unter seinem breitkrempigen schweren Hut wellte sich dunkelbraunes Haar bis auf die Schultern.

Die Auszüglerin im alten langen Pelzmantel, auf dem noch Spuren buntgestickter Blumen zu erkennen waren, schaute überrascht auf die späten und unverhofften Besucher. Trotz allem wartete sie gelassen, bis diese sich äußerten. Ihr Bruder begann auch ohne Umschweife mit seiner Erklärung. Er berichtete knapp, wie er heute in der Stadt, in Domaèlice, gewesen sei und dort von zwei Schöffen zuverlässig erfahren habe, dass sich die Obrigkeit nach den Choden-Rechtsbriefen erkundigt habe, in der Annahme, das Stadtamt bewahre sie auf, wie sie vor Jahren auf der Chodenburg gelegen hatten. Die Obrigkeit habe sich durch ihren Verwalter Kos insgeheim erkundigt, und die erwähnten Schöffen, die wie alle die Trhanover Herrschaft nicht allzusehr liebten, hatten dies bereitwillig dem alten Dorfrichter anvertraut. Dieser aber war nicht nach Hause gegangen, sondern geradewegs nach Ujezd, wo der Dorfrichter, von alters her der geachtetste im ganzen Chodenland, den Schatz der Hundsköpfe, ihre Privilegien, versteckt hielt, und zwar seit der Zeit, da die Choden an den verstorbenen alten Lamminger verkauft worden waren. Damals hatten sich einige Dorfrichter der Choden, unter ihnen auch der Großvater des alten Kozina, ihrer Rechtsbriefe erinnert, waren

eilends in die Stadt gegangen und hatten von den Domazlicer Amtsherren die Herausgabe ihrer Privilegien gefordert.⁶

„Eure Amtsgeschäfte haben sie uns genommen — also sollt ihr die Briefe haben. Bei euch sind sie besser aufgehoben als bei diesem Deutschen!“ hatten die Herren Schöffen gesagt und den Choden bereitwillig ihre Kellergewölbe geöffnet, wo die Truhe mit den „Chodensachen“ aufbewahrt wurde. Seit dieser Zeit wanderte sie sicherheitshalber durch die Chodendorfer, als die neue deutsche Obrigkeit, obwohl sie die Privilegien nicht anzuerkennen gewillt war, nach ihnen fahndete. Es war keine große Truhe, in der die goldene Freiheit verschlossen war, sie war bald bei diesem, bald bei jenem Dorfrichter versteckt, am längsten aber in Ujezd, und dort blieb sie auch nach jener schicksalhaften Zeit, da den Choden das *Perpetuum silentium* auferlegt worden war, bis zum heutigen Tag.

Es war, als hätte die Herrschaft entweder kein Interesse mehr an der Sache oder sie gar vergessen, bis nun plötzlich aus heiterem Himmel die Suche wieder aufgenommen wurde. Darüber unterhielten sich jetzt im Auszugshaus die beiden Chodenrichter mit der alten Bäuerin, die aufmerksam zuhörte, sobald einer von ihnen das Wort ergriff. Im ernsten Antlitz der Frau, dem man ansehen konnte, dass sie die Schwester des alten Krystof Hruby war, widerspiegelte sich in diesem

6 Im Jahr 1585 überließ König Rudolf die Verwaltung des Chodenlandes für 60 Jahre der Domazlicer Herrschaft als Pfand für ihm geliehenes Geld.

Augenblick weder Angst noch Erschrecken. Im Gegen- teil: Ihr Gesicht hellte sich auf, und in ihrem Blick glänzte ein Freudenfunke.

„Also sind sie weiter gültig“, sagte sie, und ein merkwürdiges Lächeln überflog ihre Lippen. „Das habt ihr recht gemacht, habt sie zu mir, einem Weib, gebracht. Nun, was schadet's. Ich verwahre sie gut, und an meine Hütte wird keiner denken.“

Währenddessen hatte Syka einen kleinen Schlüssel aus der Westentasche gezogen und die Lade geöffnet. Er entnahm ihr zunächst ein talergroßes Petschaft an einer kurzen Silberkette. Der Richter aus Drazenov und seine Schwester beugten sich über ihn und schau- ten auf die pergamentenen Urkunden, die hier wohlge- ordnet und verpackt lagen. Syka begann eine nach der andern herauszunehmen und auf den Tisch zu legen. Er gab sie ab, und deshalb fügte er, nachdem er die Do- kumente zuvor von der Papierumhüllung befreit hatte, wie um sich und die andern zu überzeugen, jeder eine Erklärung bei. Er selbst hatte sie viele Jahre lang ver- borgen und manche Nachtstunde heimlich im Alkoven bei ihnen verbracht, sich mit ihnen beschäftigt, bis er alle in tschechischer Sprache geschriebenen gelesen hatte, ebenso die Übersetzungen der lateinischen, die schon früher, vor langen Jahren, in besseren, freieren Zeiten angefertigt worden waren.

Der schriftkundige Syka, von den Seinen als Proku- rator geachtet, ordnete die festgeschriebenen Freihei- ten und Bestätigungen ihrer Reihenfolge nach von der ältesten bis zur letzten, von Mathias erlassenen. Hier lagen sie, in dieser einfachen Stube, im Schein eines

Kiefernspans, diese alten Pergamenturkunden, wohlgeordnet, mit Bändchen gebunden, vergilbt, mit braunen Flecken an den Rändern und an den Ecken abgegriffen. Große Siegel an Seidenschnüren von einstmais roter und weißer Farbe hingen von ihnen herab, die Jahrhunderte hatten freilich die weiße Farbe gelblich verfärbt und ihrer Gefährtin die kräftige Röte ausgebliechen. Die Siegel waren gut erhalten, auch das älteste aus ungefärbtem Wachs mit dem Abbild des Königs Johann von Luxemburg in voller Ritterrüstung hoch zu Roß, mit Schabracke, in der Rechten ein Schwert an einer Kette und den Schild auf der Linken, wie auch die Siegel aller übrigen Könige, des Karl, Wenzel, Georg, Vladislav, Ferdinand, Maximilian, Rudolf und Mathias, die letzten noch vom kräftigsten Rot.

Einige Zeit herrschte Stille im Raum.

Die beiden Choden und die Greisin betrachteten schweigend die schicksalsschweren Dokumente, die Jahrhunderte und bessere, glücklichere Zeiten gesehen und Zeugen von Erniedrigung und Leid geworden waren. Syka überflog noch einmal einen Rechtsbrief nach dem andern, als zähle er sie, dann sagte er, zu Hruby gewandt: „Es fehlt kein einziger.“

Der Alte nickte nur. Er bestätigte es, denn er kannte die Dokumente ebenfalls aus früheren Jahren gut. Syka fügte hinzu:

„Das waren andere Zeiten, als diese Pergamente und Rechtsbriefe noch galten.“

„Gelten sie etwa nicht mehr?“ fragte die Alte schnell.

„Gelten? Sie gelten, und wenn nicht jetzt, dann ein andermal“, antwortete entschlossen, ja scharf der alte Hruby. „Dies ist unser Recht, und das steht fest wie eine Eiche, und niemand wird es umstoßen, weder Lomikars Verwalter noch Lomikar selbst! Unsere Könige waren andere Herren, ihr hier aufgeschriebenes Wort gilt mehr als das dieses hergelaufenen Deutschen.“

„So ist es“, bekräftigte Syka. „Er möchte wohl gern, dass wir sie ihm geben, damit er sie dann verbrennen kann. Dann würde er erst anfangen zu keifen und zu schreien: ‚Springt, ihr Kerle!‘ Aber noch ist dieses hier nicht ausgelöscht!“ Er entrollte den lateinischen Rechtsbrief König Georgs, wies auf das beigelegte Blatt mit der Übersetzung, in der folgende Stelle unterstrichen war:

„. . . die hochgeborenen Regenten aber dürfen auf keine Weise über sie (die Choden) herrschen oder sie sich aneignen oder sich unter ihnen niederlassen.“

„Und das gilt heute noch!“

Und die Urkunde des Mathias ergreifend, glitt sein Blick einige Zeit darüber hin, bis er, als er die gesuchte Stelle gefunden, zu lesen begann:

„Dabei gebiete ich allen Bewohnern aller Stände unseres tschechischen Königreichs, insonderheit aber den Ratsherren unserer tschechischen Kammer, den jetzigen wie auch den späteren, unseren lieben Getreuen, den schon erwähnten, zur Burg oder zu unserem Domazlicer Schloss zugehörigen Choden, den jetzigen wie den späteren, unter Berufung auf diese unsere Bestätigung und Erhärtung aller ihrer Privilegien, Mäjestätsbriefe und Freiheiten, soweit die Urkunden dies

bezeugen, jetzt und in künftigen Zeiten und auf ewig für unverletzlich zu erkennen, einzuhalten und friedlich anzuerkennen, ihnen dabei keinerlei Hemmnisse in den Weg zu legen weder sie von andern behindern zu lassen unter Androhung unseres königlichen Zorns sowie der Ungnade auch unserer künftigen tschechischen Könige.“

Syka hob den Blick von dem Dokument, wandte sich Hruby und seiner Schwester zu und sagte:

„Habt ihr gehört? ‚Liebe Getreue‘ nannten die Könige, in alten Zeiten in diesen Dokumenten unsere Väter, und heutzutage schimpft uns jeder Schreiberling ‚Burschen und Bauernlümmer‘ und hält sich für wer weiß was. Aber dies hier schlägt sie“, und er wies auf die Privilegien. „Und wenn wir nur diese beiden Rechtsbriefe hätten, wir brauchten nicht mehr zu zittern. Sie würden vor jedem Gericht genügen. In ihnen ist unser ganzes Recht aufgezeichnet.“

„Genauso sprach unser seliger Vater“, antwortete die Bäuerin. „Weißt du noch, Krisl, als diese kleine Truhe bei uns war?“

„Freilich weiß ich das“, bestätigte Hruby. „Aber es wird Zeit, die Urkunden zu verstecken.“

„Also kommt schon!“ rief die Alte.

Die beiden Männer legten die Urkunden in die Lade.

Als Syka sie schloss und vom Tisch nahm, seufzte der alte Dorfrichter aus Drazenov. Seine Schwester schaute sich um, vor allem in Richtung der Fenster, dann ging sie voraus durch eine niedrige Seitentür, in

der sie plötzlich stehenblieb. Ihr Bruder hatte sie aufgehalten.

„Vielleicht hätten wir auch Jan hinzurufen sollen?“

Er meinte damit seinen Neffen, Sladky, den jungen Hofbauern. Syka heftete nach dieser Frage seinen Blick auf die alte Frau, offenbar gespannt auf ihre Antwort wartend. Sie schwieg einen Augenblick, dann erwiderete sie:

„Nein, so ist es gerade richtig.“

Syka nickte zustimmend.

Dann verschwand die Alte durch die Tür in die Nebenkammer, und ihre beiden Gefährten folgten ihr.

Die Stube lag leer und still. Nur die Fenster klirrten leise, wenn der draußen tobende Sturm stärker dagegen drückte. Dann flackerte auch die rote Flamme des Kiefernspans lebhafter, dessen glühendes, schwarz verkohltes Ende sich krümmte.

In diesem Augenblick erschien draußen vor dem Fenster ein Gesicht. Es tauchte kurz auf und verschwand wieder, wohl deshalb, weil im Zimmer niemand war. Der junge Hofbauer hatte forschend in die Stube seiner Mutter geschaut. Die Gäste, die er vorher gesehen, waren nicht mehr da, ebenso die kleine eisenbeschlagene Truhe. Aus der Kammer neben der Stube jedoch war der dumpfe Widerhall einiger wuchtiger Schläge zu hören.

Dann wurde es still.

Als bald darauf der alte Hruby, den fast weißen Kopf in der niedrigen Tür senkend, wieder eintrat und nach ihm Syka mit der Auszüglerin, verschwand das Gesicht des jungen Bauern sogleich vom Fenster.

Der Drazenover drängte zum Aufbruch. Syka, der schon an der Tür stand, wandte sich noch einmal um und sprach:

„Also, Bäuerin, denk daran, was du versprochen hast.“

„Bei Gott, Leute, ich habe es mit Handschlag vorm Herrgott gelobt“, entgegnete die Alte ernst und nicht ohne Vorwurf.

Kurze Zeit später standen die beiden Dorfrichter wieder vor der Hütte. Im Bauernhof war alles dunkel und still. Der Pumpenschwengel am alten Brunnen unter der Linde polterte und knarrte. So heimlich, wie sie gekommen, gingen die beiden Richter auch wieder fort — wenngleich nicht unbeobachtet. Davon hatten sie aber nicht die leiseste Ahnung. Als die den Hof verließen, trug ihnen der Wind ein paar fröhliche Laute zu.

„Der Wind bringt mir Musik in die Ohren“, sagte Syka, seinen breitkrempigen Hut festhaltend. „Da ist sicher gerade eine Spinnte zu Ende.“

Er trat an das erleuchtete Fenster des Nachbargehöfts heran und schaute hinein. In der geräumigen Stube herrschten Leben und Fröhlichkeit.

Die Spinnte war tatsächlich zu Ende. Die Männer, vor allem junge Burschen, die sich hier eingefunden hatten, ließen das Verlesen der Saatgerste und auch das Federnschleissen sein und griffen ein jeder nach seinem Mädchen, das Spindel und Rocken fahren ließ, und schon begann ein fröhlicher Rundtanz. Jiskra Rehüfek, die Mütze im Genick und die Haare in der Stirn, stand mitten im Zimmer, pumpte den Balg seines Dudelsacks ordentlich auf, damit er „Luft mache“, und

spielte, dass es schallte. Und er lockte und forderte nicht nur mit seiner Musik zum Tanz, sondern auch mit seinen Bewegungen brachte er die Jugend in Schwung. Er blies seine Wangen auf, lachte grotesk und zwinkerte und blinkerte mit den Augen, die er zur Decke richtete. Er selbst drehte sich auf dem Fleck, seine Knie wippten, er trippelte und zappelte und stampfte im Takt; dann sprang er wieder von einer Seite zur andern, wankte, hüpfte auf einem Bein und stampfte erneut.

Die Alten lachten, und die Jungen tanzten alle miteinander voll Leidenschaft, sie hopsten am kreischenenden Dudelsack vorüber, dass die Zöpfe und die Röcke der Mädchen nur so flogen.

Der Üjezder Richter ging wieder zurück zu Hruby, der, ohne die Musik zu beachten, in die Finsternis schritt.

„Dort sind sie vergnügt! Wenn sie wüssten!“

„Sie werden es schon erfahren“, antwortete der alte Richter aus Drazenov ernst. Als Syka ihn einlud, hier bei ihm im Gemeindehaus zu übernachten, da es spät und der Weg bei dieser Dunkelheit beschwerlich sei, lehnte er ab.

„Damit alle erfahren, dass ich hier war? Vor der Dunkelheit fürchte ich mich nicht. Der Herrgott gebe dir eine gute Nacht.“

Syka wandte sich dem Gemeindehaus zu, Hruby ging in Richtung Drazenov, und bald nahm ihn die Dunkelheit auf.

Zur selben Zeit, als sich die beiden Dorfrichter verabschiedeten, trat der junge Hofbauer aus dem

schwarzen Schatten der den Hof umgebenden Mauer. Er blieb eine Weile stehen, wie um den Davongehenden nachzuschauen, ihren Schritten zu lauschen. Dann steuerte er leichten, leisen Schrittes seinem Haus zu. Die fröhlichen Klänge, die vom Nachbargehöft herüberhallten, beachtete er nicht. Er hörte sie gar nicht. Unbemerkt erreichte er wieder die Stube und legte sich nieder. Hier war nur der ruhige Atem der Frau und der still schlummernden Kinder zu hören. Die tiefen, seufzenden Atemzüge des Mannes waren lauter.

Die alte Kozinovä heizte am Morgen an, ihre grauen Haarsträhnen waren noch nicht unter einem Kopftuch verborgen. Da trat ihr Sohn, der Bauer, ein.

Es war sehr früh, und er schaute selten um diese Zeit bei der Mutter herein. Er grüßte, setzte sich auf die Bank, blickte zum Fenster hinaus auf den verhangenen Himmel, dann zur Mutter hinüber, die ihn fragte, wie Hanälka und Pavlik bei diesem Sturm geschlafen hätten.

„Gut. Und Sie, Mutter? Sie sind früh zu Bett gegangen.“

„Ja, zeitig.“

„Dann brannte aber wieder Licht. Ich sah den Schein.“ Er sah die Mutter forschend an.

„Das machte der Sturm. Ich war in Sorge, dass etwas passieren könnte.“

Sie sagte das völlig ruhig, gleichgültig.

Der Sohn blieb noch eine Weile sitzen und wartete. Doch die Mutter erwähnte mit keinem Wort mehr den gestrigen Abend, sie sprach nur über alltägliche Dinge. Und er selbst kam auch nicht darauf zurück.

Enttäuscht ging er weg und dachte verbittert:
Nicht einmal die eigene Mutter vertraut dir!

III.

Jiskra Rehüreks Haus stand ziemlich weit abseits vom Dorf, am Waldrand. Obwohl es schon einige Generationen beherbergt hatte, wirkte es keineswegs baufällig. Die Holzwände und die Giebel waren mit den Jahren beträchtlich nachgedunkelt, mit dem Dunkelbraun harmonierten jedoch vor allem das schneebedeckte Dach im Winter und sommers die Baldachine der beiden Eschen, die neben dem Haus wuchsen.

Am hölzernen Dachgiebel war ein kleiner Balkon, und dort stand Dorla, Jiskras Frau, und hängte an einer Stange reife, rote Ebereschendolden auf, damit sie hier, sobald der Frost einsetzte, gut durchfroren. Sie war einige Jahre jünger als ihr Mann, von kräftiger jugendlicher, jedoch mädchenhafter Figur. Als sie noch ledig war, wurde sie sehr umworben und konnte sich ihren Freier auswählen. Sie ließ alle andern, auch die jüngeren Burschen links liegen und nahm sich den fröhlichen Dudelsackspieler.

Diese Wahl hatte sie bis heute nicht bereut, nur wünschte sie sich manchmal heimlich, dass sich Jiskra statt des Dudelsackspielens eine andere Beschäftigung suche oder wenigstens nicht soviel unterwegs sei. Oft, sehr oft dachte sie auch an ein Kind, damit ihr nicht mehr so bange sei.

Heute war Jiskra zu Hause.

Das bezeugten die fröhlichen Töne, die aus der Stube herausklangen. Er selbst lockte sie nicht hervor;

es war sein Schüler, der sich an den Tanzmelodien versuchte. Jiskra war ein noch junger Dudelsackspieler, sein Ruf ging jedoch schon weit über das Dorf hinaus bis in die Nachbarorte, und die Alten sagten von ihm, er sei ein echter Nachfolger des Kuzelka aus Strätz, dem im Chodenland, ja in der ganzen Pilsener Gegend keiner im Dudelsackspielen gleichgekommen war. Viele und wunderliche Dinge erzählte man sich von ihm, obwohl er schon vor einer Reihe von Jahren in die Ewigkeit gegangen war, wie herrlich er gespielt habe, dass bei seiner Musik sogar der Knüppel im Sack getanzt habe, als er in Prag, bei Hofe, zeigen durfte, was er konnte, damals, als der König dort gekrönt wurde und die Choden noch ihre alten Rechte besaßen. Und man erzählte sich vom seligen Kuzelka aus Strätz auch, dass er einmal gehörig beschwipst — und welcher Dudelsackspieler könnte es wohl ohne Kehleanfeuchten aushalten — spät in der Nacht im Wald in eine Schlucht geraten und dort in eine Wolfsgrube gefallen sei, wo ihm bald so ein zottiger und scharfzahniger Gast Gesellschaft leistete, dem er bis zum Morgengrauen aufgespielt habe, bis der Förster, durch die Musik und das durchdringende Geheul angelockt, den Dudelsackspieler aus dieser bösen Lage befreite.

Der Kuielka aus Strätz war Vater und Meister aller Dudelsackspieler der Umgebung. Bei ihm war auch der alte Rehürek in die Lehre gegangen, bei diesem sein Sohn Jiskra, und der hatte nun selbst schon einige Schüler. Er gab Unterricht im Geige- und Dudelsackspielen, obwohl er nicht einmal Noten kannte. Was ihm jemand vorsang, das spielte er auf dem einen oder

dem andern Instrument nach. Wenn ihn im Wirtshaus die fröhlichen Tänzerinnen umringten, mit ihren Tüchern winkten und eine von ihnen mit heller Stimme ein nagelneues Lied zu singen begann, von dem bisher niemand Text noch Melodie kannte und das vielleicht erst gestern oder in diesem Augenblick des Frühlingsübermuts entstanden war — dann hörte sich Jiskra Rehurek schweigend die erste Strophe an, lächelte, nickte und klopfte nur leicht mit dem Schuh den Takt dazu; sobald die Sängerin die zweite Strophe begann, spielte Jiskra schon auf der Geige die Melodie mit, sein Gefährte, der grauhaarige Vater, begleitete ihn auf dem brummenden Dudelsack, und die jungen Burschen rissen die Mädchen an sich und sprangen zum Rundtanz auf.

Zu dieser Fertigkeit, jedwede Melodie zu spielen, führte er auch seine Schüler, in diesem Augenblick war es Kuba Konopik, ein etwa sechzehnjähriger rotwangiger Wuschelkopf. Er war Anfänger, und Jiskra vertraute ihm noch nicht den ganzen Dudelsack an. Kuba blies vorläufig nur die kleinere Flöte. Auf ein Zeichen Jiskras hörte er auf zu spielen, stand vor dem auf der Bank sitzenden Jiskra und wartete, was der Meister zu sagen hatte.

„Hör mal, Kuba, ich nenne dir noch ein Lied, und du wirst es mir vorspielen. Weißt du, dieses: Unser Herr Pfarrer predigt so schön . . .“, und der Meister stimmte an.

Kuba setzte ein, doch Jiskra unterbrach ihn gleich wieder.